

## PSYCHISCHE ASPEKTE DES TRANSFORMATIONSPROZESSES IN POSTKOMMUNISTISCHEN GESELLSCHAFTEN

„Zum erstenmal in der Geschichte hängt das physische Überleben der Menschheit von einer radikalen seelischen Veränderung des Menschen ab. Dieser Wandel im 'Herzen' des Menschen ist jedoch nur in dem Maße möglich, indem drastische ökonomische und soziale Veränderungen eintreten, die ihm die Chance geben, sich zu wandeln, und den Mut und die Vorstellungskraft, die er braucht, um diese Veränderung zu erreichen.“ - so schrieb Erich Fromm in seinem Werk „Haben oder Sein“ (München dtv 1979, S.21). Drastische ökonomische, soziale und politische Veränderungen erleben wir seit dem Aufbruch in den Jahren 1989/90 in besonders dramatischer und radikaler Weise in den postkommunistischen Gesellschaften, weniger dramatisch, aber gleichwohl spürbar auch in den anderen Industriestaaten der nördlichen Hemisphäre. Aber wie steht es mit dem Wandel der psychischen Grundlagen? Um es von vornherein deutlich zu sagen: Jener seelische Wandel, von dem Fromm in seinem Buch „Haben oder Sein“ spricht, ist eine universelle Aufgabe. Doch die Bedingungen dieses Wandels sind unterschiedlich in Ost und West, in Nord und Süd. Hier soll es um die postkommunistischen Gesellschaften in Europa gehen, vor allem um das östliche Mitteleuropa: Tschechien, die Slowakei, Polen, Ungarn und auch die DDR bzw. Ostdeutschland, so sehr dies auch ein Sonderfall ist. Ich versuche zu verallgemeinern, wohl wissend, welche großen Unterschiede diese fünf Länder historisch-kulturell, sozio-ökonomisch und politisch aufweisen.

Mein Blick ist ein Blick von außen, mit all den Vor- und Nachteilen, die das hat. Was ich vortrage, kann nur sehr vorläufig sein: interpretierende Thesen zur kritischen Selbstreflexion des postkommunistischen Weges in der europäischen Moderne. Die psychische Ebene dieses Weges soll hier umfassen: dominante Persönlichkeitsstrukturen, Wertorientierungen, Einstellungen und Verhaltensweisen, wie sie vor und nach dem Umbruch 1989/90 systemspezifisch gesellschaftlich geprägt wurden und sich wandelten.

Ich frage nach Entwicklungstendenzen und Potentialen für einen gesellschaftsbezogenen Humanismus und für eine demokratische politische Kultur. Erich Fromm hat gezeigt, in welcher Weise jede Gesellschaftsformation einen spezifischen Gesellschaftscharakter braucht und produziert. Zur Erinnerung: unter Gesellschaftscharakter versteht Fromm jene vor allem gesellschaftlich geprägte psychische Struktur in den Menschen, „die als Wirkkraft menschlichen Denkens, Fühlens und Handelns das Gesamt seines Verhaltens disponiert“ (R. Funk, in: Die Charaktermauer 1994, S. 17) In einem bestimmten sozio-ökonomischen, politischen und kulturellen Kontext bilden sich im Sozialisationsprozeß relativ konstante psychische Tiefenstrukturen in den Menschen aus. Ohne vielfältige individuelle und soziale Unterschiede zwischen den Menschen zu leugnen, geht die analytische Sozialpsychologie E. Fromms davon aus, daß sich systemspezifisch typische kollektive Grundorientierungen in der Psyche der Menschen bewußt und unbewußt entwickeln. In einer homogenen Gesellschaft herrscht meist eine, in pluralistischen Gesellschaften auch mehrere grundlegende Charakterorientierung vor. Sie weist eine spezifische Psychodynamik und spezifische manifeste Charakterzüge auf. In den einzelnen Menschen findet sich selten ein reiner Charaktertypus, sondern meist eine Mischung von Charakterorientierungen, in der eine dominiert. Die gesellschaftskritische analytische Sozialpsychologie untersucht nun, wie sich diese Charakterorientierungen herausbilden und in einer Gesellschaft verteilen. Diese Analysen sollen



letztlich humane Potentiale für ein Leben, für eine Gesellschaft fördern, deren Leitwerte praktische Vernunft, sinnvolle Arbeit und tätige Liebe sind.

Im Mittelpunkt meiner Analyse stehen drei im Postkommunismus dominante Charakterorientierungen: zunächst der autoritär-paternalistische, dann der narzißtische und schließlich der konformistische Marketing-Charakter. Ich gehe dabei jeweils so vor, daß ich zunächst nach den aus der Zeit des bürokratischen Sozialismus „ererbten“, typischen Charakterzügen und Verhaltensweisen frage und ihre nicht-produktiven, aber auch ihre auf sehr ambivalente Weise produktiven Elemente aufzeige. Sodann skizziere ich einige Tendenzen und Widersprüche des sozialpsychologischen Wandels in der postkommunistischen Zeit. Letztlich bleiben mehr offene Fragen und gemeinsame, systemübergreifende Probleme, wenn es darum geht, auch in gesamteuropäischer Perspektive die Chancen des psychischen Wandels vom Haben zum Sein auszuloten.

Die postkommunistische Gegenwart ist immer noch so sehr von der kommunistischen Vergangenheit mitbestimmt, daß das Heute nicht ohne das Gestern zu verstehen ist. *Meine Grundthese lautet:* Die gesellschaftlich geprägten Charakterstrukturen und Verhaltensmuster in den postkommunistischen Gesellschaften weisen von ihrer Tradition her nicht nur - wie immer wieder betont wird - schwerwiegende Mängel auf, wo es um innere und äußere Freiheit, um Demokratie und gesellschaftliche Rationalität geht. Vielmehr verfügen die Menschen im östlichen Mitteleuropa *auch* über zahlreiche positive Erfahrungen und psychosoziale Potentiale, die auf gewiß widersprüchliche Weise einen gesellschaftlichen und psychischen Wandel im Sinne des Humanismus Erich Fromms begünstigen.

Wenden wir uns einem zentralen Bereich der Sozialpsychologie des Postkommunismus zu: dem Verhältnis von Autonomie und Autoritarismus, von Protest und verinnerlichtem Paternalismus.

### **Das Erbe des paternalistischen Autoritarismus und die Widersprüche im Umgang mit der neuen Freiheit**

Die kommunistischen Gesellschafts- und Herrschaftssysteme lassen sich - vor allem in den 70er und 80er Jahren - als autoritär-bürokratischer Sozialismus charakterisieren. Das Verhältnis Staat-Bürger ist geprägt durch einen „sozialistischen Paternalismus“, der eine umfassende politisch-ideologische Bevormundung und Unterdrückung verbindet mit einer quasi-wohlfahrtsstaatlichen Fürsorge „von der Wiege bis zur Bahre“, oft auf niedrigem Leistungsniveau, aber mit einem extrem hohen Maß an sozialer Sicherheit. Politisch-administrative Macht wird paternalistisch, also mit väterlicher Autorität und Sanktionsgewalt, mit Strenge und vermeintlichem Wohlwollen ausgeübt. Was gut ist, entscheidet die Parteilührung *für* das Volk, nicht *durch* das Volk, und nur sehr begrenzt mit dem Volk. In einem Wechselspiel von Repression und Toleranz gewähren die Herrschenden kleinere oder manchmal auch größere Freiheiten (wie z.B. in Polen und Ungarn in den 80er Jahren) - abgestuft und auf Widerruf. Demokratie, Bürgerrechte, Rechtsstaatlichkeit - das gibt es allenfalls in Ansätzen, mit dem Adjektiv sozialistisch weithin ins Gegenteil verkehrt. Mutter Partei und Vater Staat, wie es in der DDR hieß, fungieren als Versorger und Lenker, als Lehrer und Beschützer der Massen. Strukturell und psychologisch wichtig ist gerade die Verbindung von Fürsorge und Bevormundung, von Sicherheit und Unterwerfung, die nicht nur negative Beziehungen zwischen Staat und Bürgern schafft. Recht und schlecht versorgt zu sein, das war für die meisten Bürger selbstverständlich. Erst heute zeigt sich vollständig, wie ambivalent das Versorgtwerden und Versorgtsein im Sozialismus war: Staat und Partei gaben zwar relativ viel soziale Sicherheit und machten das Leben berechenbar, aber sie machten auch passiv, abhängig und unselbständig. Sie degradierten die Massen zu Versorgungsempfängern und Bittstellern, die letztlich vom Wohlwollen der Mächtigen lebten.



So brauchte und produzierte dieser Herrschaftstyp vor allem autoritäre Charaktere. Der *autoritäre Charakter* will andere und sich selbst beherrschen (sadistisches Moment), sich aber im Umgang mit anderen zugleich unterwerfen und beherrschen bis zur Selbstverleugnung (masochistisches Moment). Es entsteht eine symbiotische Beziehung, in der der eine vom anderen in hohem Maße abhängig ist. (Vgl. dazu ausführlicher die vorzügliche Übersicht über die Gesellschafts-Charakterorientierungen nach E. Fromm von R. Funk 1994, S. 21-68) In den sozialistischen Systemen Ostmitteleuropas der 70er und besonders der 80er Jahre dominierte ein autoritärer Gesellschaftscharakter, der systemspezifische paternalistische Züge aufwies. In dieser masochistisch-passiven Form macht sich der Mensch in symbiotischer Bezogenheit zum Teil einer anderen Person oder einer übergeordneten Instanz, die ihn führt, leitet, beschützt und versorgt. Der sozialistische Paternalismus produziert objektiv und subjektiv eine rezeptive Grundhaltung: das, was man braucht und im Leben anstrebt, wird wesentlich von diesen „fürsorglichen“ Instanzen erwartet. Doch dies geschieht nicht ohne Gegenleistung: die Bürger dulden die Herrschaft von Staat und Partei und gewähren mindestens passive politische Loyalität; im Beruf wirken sie funktionsgerecht mit, so wie es der eigene Vorteil gebietet. Dies setzt ein hohes Maß an Selbstdisziplin voraus, an durchgängig kontrolliertem Verhalten. Die eigenen Gefühle und spontane Reaktionen, Kritik und Protest, selbständiges und kreatives Handeln müssen unterdrückt oder doch sorgfältig kanalisiert werden.

Doch gab es nicht nur die zwangsweise, passive Unterwerfung der Ohnmächtigen, sondern auch ein bestimmtes Maß an Verinnerlichung dieses paternalistischen Autoritarismus - in der Persönlichkeitsstruktur, in bestimmten Wertorientierungen und in den Erwartungen an den Staat. Die innere Bereitschaft zur repressiv-fürsorglichen Herrschaft bei der kleinen Minderheit der Mächtigen, zur funktionsgerechten Wahrnehmung von Kompetenzen bei Tausenden von leitenden Kadern, und nicht zuletzt zur Unterwerfung bei der Masse der Machtlosen, die sich mit der Macht arrangierten und von ihr versorgt wurden, waren entscheidende Voraussetzungen im Gesellschaftscharakter und im millionenfachen Verhalten, damit dieser autoritäre Sozialismus funktionieren konnte. Diese kleinen und großen Japs waren vielfältig abgestuft, wandelbar und - wie sich 1989 zeigte - durchaus brüchig.

Denn außer bei einer kleinen Minderheit überwog in den 80er Jahren eine eher äußerliche Konformität, oder anders gesagt, ein massenhaft gebrochenes, zwiespältiges und immer stärker ablehnendes Verhältnis zu Politik und Öffentlichkeit, wie sie ohne Aussicht auf grundlegende Reformen von Staat und Partei gestaltet wurden. Der systemkonforme autoritäre Charakter ließ sich immer weniger bruchlos reproduzieren. Es wuchs die innere Abkehr vom System, nicht so sehr der laute Protest. Die innere Erosion des scheinbar festgefügt Autoritarismus der Institutionen bereitete sich langfristig vor und war schon viel weiter gediehen, als den meisten bewußt war. Zugleich wandelten sich die stillen Ansprüche vor allem in der jüngeren Generation. Sie wollte mehr Selbstentfaltung und demokratische Freiheiten, die Aufhebung der Trennung von privat und öffentlich, sie wollte nicht mehr verlogen und verborgen leben. Der Gesellschaftscharakter erwies sich immer weniger als integrativer Kitt der herrschenden Ordnung, sondern entwickelte immer mehr verborgenen Gärstoff.

So bildete sich zunächst unsichtbar eine partielle Gegenidentität heraus in den relativ politikfernen Bereichen des Privaten, der Kunst und alltäglicher Kommunikation. Es wuchsen die „universelle Unzufriedenheit“ (I.Hanke), das Potential für Protest und Reform. Der schwierige Umgang mit der Macht hatte die Menschen nicht nur gelehrt, sich anzupassen und sich unterzuordnen. Er hatte sie auch gelehrt, sich den Ansprüchen und Zumutungen der Mächtigen zu entziehen, sich zu schützen und zu behaupten, Grenzen zu setzen, Position zu beziehen, wenn es zum Äußersten kam. Er hatte sie den Wert politischer, geistiger und persönlicher Freiheit gelehrt. Ihre Erfahrung ist nicht nur die von Angst und Ohnmacht, sondern auch der Grenzen autoritärer Repression und ideologischer Bevormundung durch selbsternannte Eliten, deren unglaubliche Propaganda sich täglich selbst entlarvte. Im Bewußtsein realer Alternativen und entlassen aus der Interventionsdrohung Moskaus entwickelte sich ein enormes Potential grundsätzlich demokratischer und humanistischer Wertorientierungen und Reformvorstellungen. Sie fanden schließlich in den friedlichen Re-



volutionen der Jahre 1989/90 auf sehr unterschiedliche Weise ihren Weg zur Überwindung kommunistischer Herrschaft. In Polen und Ungarn handelten neue und alte politische Eliten einen Kompromiß am Runden Tisch aus. In der DDR und in der Tschechoslowakei wurde der Zusammenbruch der alten Ordnung überwiegend durch spontane Massenproteste erreicht. So gehört auch dies zum Erbe des Sozialismus und der friedlichen Revolutionen: die langsam gewachsene Fähigkeit von vielen Zehntausenden, die eigene Angst zu überwinden, mutig zu protestieren und im Namen von Freiheit, Wohlstand und Demokratie den Aufbau einer neuen Gesellschaft zu wagen. Das war nicht nur der Mut der Verzweiflung, sondern auch das Bewußtsein und die Überzeugung, selbstbestimmt und kompetent handeln zu können angesichts unvorhersehbarer Risiken, die solch eine Revolutionierung der Verhältnisse mit sich bringen würde.

Die Mehrheit der Menschen bringt als Erbe des Sozialismus keineswegs einen bruchlos formierten, stabilen autoritären Gesellschaftscharakter in die neue Zeit. Vielmehr wuchsen auch Pontiale für einen humanistischen und demokratischen Wandel *in den Menschen selbst*. Dies geschah eher im Rückzug, in der Selbstbeherrschung und in leidvollen Erdulden, seltener im offenen Protest. Andererseits gibt es ein sozialpsychologisches Erbe im Gesellschaftscharakter der meisten Menschen, in gelemten und verfestigten Mentalitäten, Denkweisen und Erfahrungen, das sich nur langsam, wohl möglich nur in Jahrzehnten verändern läßt. Wir sind Zeuge eines Prozesses, in der ein tradiertes, wenn auch bereits instabiler Gesellschaftscharakter in einen völlig neuen ökonomischen, sozialen und politischen Kontext geschleudert wurde und sich innerhalb kurzer Zeit radikal umformen muß, wenn er den neuen Funktionserfordernissen von Marktwirtschaft und liberaler Demokratie gerecht werden will.

*In der postkommunistischen Zeit* begegnen wir unterschiedlichen Tendenzen im Wandel des autoritär-paternalistischen Gesellschaftscharakters und einigen Paradoxien im Umgang mit der neuen Freiheit.

Für viele Menschen war und ist es z.T. noch immer schwer, sich zu lösen aus ihren paternalistischen Bedürfnissen nach Fürsorge und Anleitung „von oben“ oder „von außen“. Bewußt oder unbewußt haben sie zumindest anfänglich gefragt: wer sorgt für uns, wer sagt uns nun, was zu tun ist? Das Neue verunsicherte zutiefst, machte orientierungslos, viele fühlten sich überfordert, ja z.T. hilflos. So war und ist es verständlich, daß viele nach neuen Autoritäten suchten, an die sie sich anlehnen konnten, mit denen sie sich identifizieren konnten: neue politische Führer, neue Ideologien wie der Nationalismus oder traditioneller Kirchenglaube; „der Westen“ oder „die Marktwirtschaft“ als Idol und Modell, das nicht auszuschließen in Ostmitteleuropa: die Rückkehr zum kommunistischen System der Vergangenheit und das Umkippen in einen national-chauvinistischen Faschismus.

Nicht endgültig gebannt dagegen scheint mir die Gefahr eines „gemäßigten“, wenn nicht hinterfragt wurde. Den Verunsicherten ging es um Sicherheit und Orientierung. Doch trotz aller noch vorhandenen autoritären Neigungen und Muster sind zwei Gefahren so gut wie gar ausgeprägten Autoritarismus von oben und von unten. Es sind vor allem die sozialen und ökonomischen Folgen des Transformationsprozesses und seine psychischen Wirkungen, die einen Autoritarismus „von unten“ begünstigen. Den meisten von uns ist bekannt,

- daß in Ostmitteleuropa - je nachdem, wie man rechnet - zwischen 15 und 35 Prozent der Bevölkerung unterhalb der Armutsgrenze leben,
- daß außer in Tschechien offene oder verdeckte Massenarbeitslosigkeit zwischen 10 und 25 Prozent herrschen,
- daß vor allem Frauen von Arbeitslosigkeit und materiellen Existenzsorgen betroffen sind und in traditionelle Rollen und Abhängigkeiten gedrängt werden,
- daß vor allem Rentner (und dies sind wiederum überwiegend Frauen) sich nach einem oft harten Leben nicht einmal mehr das Nötigste leisten können,
- daß sich Jugendliche z.T. nur schwer beruflich, sozial und psychologisch integrieren können angesichts unsicherer Zukunftsaussichten,
- daß katastrophale Umweltschäden die Gesundheit der Menschen massiv bedrohen usw.

Kriminalität in allen Formen, die Unsicherheit auf den Straßen, die Macht der Mafia und



Korruption nehmen über all zu. Man kann sich im Westen kaum vorstellen, wie sehr diese unmittelbaren Existenznöte und unsicheren Zukunftsaussichten den Alltag, das tägliche Lebensgefühl prägen, wieviel Energie hier nach wie vor in die einfache Reproduktion der Arbeitskraft und das Auskommen der Familien investiert werden muß.

In dieser Situation ist es objektiv und subjektiv gerechtfertigt, nach dem Staat und seiner Verantwortung für Wirtschaft und Gesellschaft zu rufen. Doch nicht nur das: es ertönt der Ruf nach einem starken Staat, nach autoritärer Führung und paternalistischer Fürsorge. Die bedrohliche Gegenwart und die alte Mentalität spielen hier zusammen. Und so bleibt es nicht aus, daß sich der Blick, oft mit einer gewissen Sehnsucht, auf die Vergangenheit richtet, auf die Zeiten sozialer Sicherheit, garantierter Arbeitsplätze und geregelter Verhältnisse. Nicht wenige der sozial Schwachen sagen: damals ging es uns materiell besser, damals gab es Ruhe und Ordnung, auf der Straße und im Leben. Doch die meisten haben begriffen, daß die Lösungen von gestern nicht die von heute sein können. Was aber bleibt aus der alten Zeit sind die materiell-ökonomisch ebenso wie politisch-psychologisch begründeten Erwartungen an die umfassende Fürsorge eines paternalistischen Wohlfahrtsstaats. Man möchte die Sicherheiten und bescheidenen Segungen des alten Systems, aber auch all die Annehmlichkeiten und Konsummöglichkeiten des neuen Systems. Auch wenn die anfänglich überzogenen Erwartungen zunächst Enttäuschung und dann Ernüchterung hervorriefen, so bleibt doch ein Kern von Ansprüchen und Wertorientierungen erhalten, wie er in allen Umfragen und Studien deutlich wird: dem Staat wird eine viel größere Verantwortung bei der unmittelbaren Gestaltung der Wirtschaft, für den Schutz vor sozialen Risiken und Benachteiligungen durch eine umfassende Verteilungs- und Umverteilungspolitik zugestimmt, ja, z.T. werden umfassendere wohlfahrtsstaatliche Leistungen gefordert als in den meisten westlichen Industriestaaten.

Diese Erwartungen der Bürger waren und sind verständlich, aber mindestens teilweise unrealistisch in der gegenwärtigen Krisen- und Übergangssituation. Zugleich besteht die Gefahr, daß die Bürger den Wert der neuen Demokratien - zu Recht oder zu Unrecht - vor allem danach bemessen, wieviel Wohlstand und soziale Sicherheit ihnen geboten werden. So können sich in Zeiten des andauernden Mangels demokratische Strukturen und eine entsprechende demokratische politische Kultur kaum festigen. Sozialpsychologisch verstärken solche Erwartungen den alten Paternalismus im Gesellschaftscharakter und in Charakterstrukturen, die vor allem am Haben orientiert sind und passives Verhalten hervorbringen. zu fördern.

In dieser Problematik verbergen sich jedoch auch allgemeine Fragen der weiteren Entwicklung kapitalistischer Demokratien in ganz Europa. Ich will sie stichwortartig andeuten: Ausbau und Grenzen des Wohlfahrtsstaates und der Netze sozialer Sicherung; die sozialpsychologischen und politischen Folgen, wenn unsere Gesellschaften auf Dauer Zwei-Drittel-Gesellschaften werden, d.h. ein Drittel der Gesellschaft auf Dauer von Arbeit, Wohlstand und sozialer Integration ausgeschlossen werden; die Bürokratisierung des gesellschaftlichen Lebens, wenn man sich in einem Übermaß auf staatliche Leistungen verlassen will oder muß. Nicht zuletzt stellt sich hier die alte Frage nach der notwendigen wirtschaftlichen und sozialen Basis jeder Demokratie, nach Wert und Grenzen kollektiver und individueller Freiheit ohne angemessene materielle Sicherheit und sozial gerechte Verteilung des Reichtums in der Gesellschaft. Marx' Kritik der bürgerlichen Gesellschaft, aber nicht die autoritäre Praxis der Marxisten gewinnt unverhofft neue Aktualität in den postkommunistischen Gesellschaften.



## „In Wahrheit leben“ (V. Havel) - humanistisches Ethos, die Grenzen des Privatismus und der neue Narzißmus

Die autoritären Herrschaftsstrukturen des bürokratischen Sozialismus durchdrangen zwar alle wichtigen Bereiche der Gesellschaft, aber nur in sehr unterschiedlichem Maße und nicht ohne Gegenbewegungen aus der Gesellschaft heraus. Beträchtliche Unterschiede gab es auch zwischen den einzelnen sozialistischen Ländern Ostmitteleuropas in den 80er Jahren, wenn es um die großen und kleinen Freiheiten im politischen, sozialen, kulturellen und religiösen Bereich ging. In den 80er Jahren, vor allem seit dem Amtsantritt Gorbatschows, waren Ungarn und Polen politisch-kulturell weitaus liberaler als die Tschechoslowakei und die DDR. Grundlegend blieb die Trennung von öffentlich und privat, die doppelte Sprache, die Abkehr von der Politik und die Konzentration auf Konsum und Freizeit, der Rückzug ins Private, in die kleinen Gruppen von Familie, Freunden und Arbeitskollegen. Hier entwickelte sich in allen sozialistischen Ländern schon länger eine private Gegenkultur authentischen Lebens. Hier, so hofften die meisten, könne man aufrichtig und ehrlich, verlässlich und solidarisch, mit Würde und Anstand leben und miteinander umgehen. Die meisten Bürger wollten sich so bewahren gegenüber den Pressionen der herrschenden Mächte und den Ansprüchen ihrer Ideologie.

Zwar entwickelten sich in Polen und Ungarn vor allem in den 80er Jahren Ansätze zu einer „civil society“, d.h. zu einer vom Staat unabhängigen gesellschaftlichen Sphäre jenseits der Familie und Privatsphäre, in der Bürger verschiedensten Aktivitäten nachgehen konnten, ohne daß sie der Staat im einzelnen kontrollierte oder gar bestrafte. Politisch und sozialpsychologisch bestimmend blieben jedoch in allen sozialistischen Systemen die Trennung wie das spannungsvolle Miteinander von öffentlichem Erscheinen und privatem Sein. Manche mochten davon träumen, aber es gab kein politisch immunes, „unbeschädigtes“ Sein, das sich einfach einkapseln und aufheben konnte für bessere Zeiten. Es gab keinen Winterschlaf für eine verborgene Humanität, die auf ein sicheres Erwachen im nächsten Frühling hoffen konnte. So finden wir beides: eine private Gegenkultur der Aufrichtigkeit, die zu Aufbruch und Veränderung drängt, und einen unpolitischen Privatismus, der sich eingerichtet und arrangiert hat mit den Verhältnissen, wie sie sind. Sie bilden ein ambivalentes Erbe, das die soziale Psyche und die politische Kultur des Postkommunismus weiterhin nachhaltig beeinflusst.

Wenden wir uns zunächst jenem unpolitischen Privatismus zu. Er produzierte einen systemspezifischen Narzißmus, den ich als sozialen, nicht als individuellen Narzißmus bezeichnen möchte. Fromms Begriff wird hier also erweitert. Der sozialistische Paternalismus erlaubte und begünstigte eine solche Lebensform und die ihr entsprechende Charakterorientierung: Das private kleine Glück bzw. das der Kleinfamilie wurde für viele allein wichtig im Leben. Das private Leben zuhause oder auf der Datscha, allein, in der Familie, im Freundes-, Bekannten- oder Kollegenkreis stellt dann „das eigentliche Leben“ dar. Der Verlaß auf Familie und Freunde waren für die meisten lebensnotwendig, ganz praktisch wie auch psychisch. Doch zugleich blieb so der Lebenshorizont von Millionen beschränkt auf sehr kleine soziale Räume. Der bewachte und behütete Bürger kreiste vor allem um die Verbesserung seiner eigenen kleinen Welt und ihrer materiellen Ausstattung. In den 80er Jahren verstärkte sich in allen sozialistischen Ländern Ostmitteleuropas außerdem die Tendenz zu einer begrenzten Individualisierung und Pluralisierung der Lebensstile. Die Suche nach dem Besonderen oder den kleinen Extras wurde von nicht wenigen mit viel Energie betrieben.

Die Herrschenden und ihr System profitierten von dieser Entpolitisierung, und sie leisteten ihr teils bewußt, teils unbewußt Vorschub. Denn Privatismus und Konsumorientierung sorgten solange faktisch für Ruhe, wie dieser relative Wohlstand, wie dieses prekäre Arrangement mit der Macht nicht ökonomisch oder politisch gestört wurde. Genau das aber passierte seit Mitte der 80er Jahre. Nicht nur die materiellen Wünsche der Bevölkerung, sondern auch ihre Ansprüche auf Selbstentfaltung und politische Freiheit waren in den Grenzen des Systems nicht mehr zu erfüllen.



In der kurzen Zeit des Aufbruchs 1989/90 wurde diese Entpolitisierung, das passive Arrangement mit dem Bestehenden für kurze Zeit aufgehoben. Heute wissen wir, daß dies schon damals nur für eine Minderheit galt. *In der postkommunistischen Zeit* blieben vor allem die alten Muster des unpolitischen Privatismus und der Orientierung an materiellen Werten erhalten, wenn auch nun unter neuen Bedingungen. Für eine kleine Minderheit eröffnete sich die Chance zu ungeahntem Wohlstand, für die Mehrheit ging es um die Erhaltung ihres Arbeitsplatzes und ihres bisherigen Lebensstandards, für eine wachsende Zahl sogar nur noch ums einfache Überleben. Marktwirtschaft und Kapitalismus erweitern strukturell den Bereich privater Verfügungsgewalt und unternehmerischer Initiative in Produktion und Konsum, nicht zuletzt in den neuen Eigentumsverhältnissen. Der Einzelne will und soll verstärkt konsumieren, ohne Angst und Bevormundung sein individuelles Glück suchen. Das ist legitim.

Doch zugleich bilden sich, wie Fromm gezeigt hat, zwei für den Kapitalismus typische Charakterorientierungen heraus: zum einen der konformistische Marketing-Charakter, der sich selbst vermarktet und opportunistisch den Erfolg sucht; darüber gleich mehr. Zum anderen *der narzißtische Charakter*, der nur den Bezug zu sich selbst kennt, sich selbst überhöht und die anderen, die Gesellschaft nur unter dem Blickwinkel der Vergrößerung des eigenen Ich wahrnimmt. Dieser Charaktertypus kreist um sich selbst und benutzt den anderen, um sich selbst zu spiegeln, zu bestätigen oder zu vergrößern. Die postkommunistische Zeit hat zu einer massiven Abwertung von Arbeits- und Lebensleistungen, von Qualifikationen und mühsam errungenen kleinen Erfolgen geführt. In der neuen Zeit ist vieles davon nicht mehr gefragt, das Selbstwertgefühl vieler Menschen ist verletzt. So ist es verständlich, wenn die Menschen sich erst einmal um sich selbst kümmern. Sie möchten das Gefühl haben, etwas wert zu sein. Sie möchten auch nach den neuen Maßstäben Wert und Anerkennung gewinnen. Die eigene Biographie kann und will man - psychisch, beruflich und auch politisch - nicht einfach als mißlungen oder gar gescheitert ansehen. Ein erneuter Rückzug auf sich selbst und die Familie setzt ein, ökonomisch, sozial und psychisch. Wenn man sich allein darauf konzentriert, entsteht leicht ein individueller bzw. sozialer Narzißmus. Der privatistische soziale Narzißmus und die vom Mangel geprägte Konsumorientierung aus sozialistischer Zeit bilden eine günstige Grundlage für diesen nun systemspezifisch umgeprägten Narzißmus, für den Kult ums Ich und die neue Dynamik des egoistischen Besitzindividualismus.

Dies wird möglich und legitim durch die Ordnungsprinzipien des liberalen Kapitalismus und seines politischen Systems. Zu Recht, und das ist eine der großen Errungenschaften der friedlichen Revolutionen im östlichen Europa, wollen die neuen liberalen Demokratien die Sphäre des Privaten, die persönlichen Rechte des Einzelnen schützen. Andererseits aber brauchen die neuen Gemeinwesen politisch interessierte und aktive Bürger. Die BürgerInnen sind aufgerufen, freiwillig die Grenzen des Privaten zu verlassen, sich für bestimmte Werte und Ziele zu engagieren, die ihren individuellen und sozialen Narzißmus in Frage stellen und zugleich überschreiten. Früher atomisierte und unterdrückte die Politik die Gesellschaft in ihrem Streben nach Selbst- und Mitbestimmung. Diese erzwungene Entpolitisierung hatte einst eine schweigende Mehrheit erzeugt. Nach einem kurzen Zwischenspiel 1989/90 finden wir sie heute wieder als eine große, z.T. resignierte Minderheit, die nun ohne äußeren Zwang, aber aus Gewohnheit und Skepsis gegenüber der Zukunft schweigt. Wie früher auch erwartet sie nicht mehr viel Gutes von der Politik und den Politikern. Das Projekt einer demokratischen „civil society“, einer aktiven, partizipatorischen Bürgergesellschaft, die sich in vielfältigen demokratischen Strukturen selbst organisiert, ist nur schwer zu verwirklichen in ökonomischen Krisenzeiten, die mehr Eigensinn als Bürgersinn, die eher die ordnende Hand des Staates als die Solidarität der vielen Gleichen zu fordern scheinen.

Das ist die eine, die problematische oder gar negative Seite des Privatismus und des Narzißmus, früher und heute. Mindestens genauso wichtig für die postkommunistische Gesellschaft und ihre humane Qualität ist aber auch die andere, positive Seite dieser tradierten privaten Gegenkultur und ihrer Werte. Peter Bender, seit Jahrzehnten einer der sensibelsten Beobachter der Gesellschaften im einstigen Osten Europas, hat in einem lesenswerten



Büchlein mit dem Titel „Unsere Erbschaft. Was war die DDR - was bleibt von ihr?“ (Luchterhand Verlag, Hamburg 1993) einige Beobachtungen formuliert, die so oder ähnlich auch für die anderen postkommunistischen Gesellschaften Ostmitteleuropas zutreffen: „War alles, was gut war in der DDR, das Ergebnis der schlechten Verhältnisse? Was 'verdanken' die Ostdeutschen dem Mangel und der Mißwirtschaft? Kein Zweifel: Die Ärmlichkeit ihrer Lebensumstände ließ sie bescheiden bleiben. Die 'Engpässe' der Versorgung machten sie sparsam. Die Schwierigkeit, etwa Schönes zu bekommen, lehrte sie, das Schöne zu schätzen. Sie behielten ein menschliches Verhältnis zur Zeit, weil time nicht money bedeutete. Sie hatten mehr Muße für ihre Freunde, weil es sonst wenig Interessantes gab. Sie lebten ruhiger, weil sie kaum abgelenkt wurden. Kultur bedeutete ihnen viel, weil es keine Freizeitindustrie gab. Sie protzten nicht mit Statussymbolen, weil die Industrie sogar das Nötige oft nicht schaffte. Sie halfen Nachbarn und Kollegen, weil sie auch deren Hilfe brauchten. ...Sie wurden solidarisch, weil die Macht sie bedrängte. Sie entwickelten besonders vertraute Freundschaften, weil man vielen nicht trauen durfte und sich um so enger zusammenschloß, wo man es konnte...Sie entwickelten ein enges Verhältnis zur Kultur auch darum, weil sie von Politik größtenteils frei blieb. Sie bot der Seele eine Nische...Die Einzäunung...bewahrte sie vor den Belanglosigkeiten der Konsum-Gesellschaft. Sie zwang sie, mit Ost-Produkten Vorlieb zu nehmen, aber schützte sie vor den Verlockungen einer Wirtschaft, die ihre Dynamik damit gewinnt, Bedürfnisse zu erzeugen...Sie...bewahrte die Ostdeutschen davor, sich 'zu Tode zu amüsieren'. Sie erzeugte eine ungeheure Langeweile, aber gab der Phantasie Raum. Sie erzwang einen dumpfen Provinzialismus, aber ermöglichte Konzentration. ...Die Ostdeutschen haben gelogen, betrogen und sich verbogen, um leidlich durch die schlechten Zeiten zu kommen, doch sie blieben meist gesichert gegen die ruinösen Wirkungen der modernen Zivilisation. Sie waren einem Zwang ausgesetzt, aber nicht einer Verführung, deshalb behielten sie etwas, das Westdeutschen leicht als Zurückgebliebenheit erscheint, in Wahrheit aber Unberührtheit ist. ...aber welche Überlebenschancen haben die ostdeutsche Bescheidenheit, Ehrlichkeit und Unversehrtheit? Über Nacht geht nichts verloren, was Natur ist oder lange eingeübt und eingewöhnt. Wie die Schwächen werden auch die Stärken noch eine Zeitlang bleiben, aber sie nehmen bereits spürbar ab.“ (Bender 1993, S. 138 -140) Es scheint so, als ob die Menschen es in dieser neuen, zunächst unbekanntem kapitalistischen Gesellschaft immer schwieriger finden, sich von diesen Tugenden und Erfahrungen, vom Ethos der Würde, Ehrlichkeit und Solidarität leiten zu lassen.

Die Freundschaften und intensiven Gespräche, die vertrauten Runden und die kleinen Tricks und Verschwörungen im Umgang mit den Mächtigen sind nicht vergessen. Die Erfahrungen eines Lebens unter dieser Herrschaft ließ die Menschen ein feines Gespür dafür entwickeln, was unehrlich, bloß taktisch und opportunistisch war, worauf es im Wesentlichen ankam und auf wen man sich verlassen konnte, wer menschlich integer und moralisch aufrecht handelte. Und dazu gehört auch die doppelte Erfahrung der Macht der Ohnmächtigen und der Ohnmacht der Mächtigen. Als die Massen protestierten und die Regime 1989/90 zusammenbrachen, konnten es alle endgültig sehen: „Der Kaiser ist nackt“. Der übermäßige Respekt vor den politischen Mächtigen ist dahin, und das ist gut so. Und das Bewußtsein, auch die vielen einzelnen können etwas bewirken, wenn sie einig und mutig und kompetent sind, ist ein wichtiges Element für eine demokratische politische Kultur.

Denn die postkommunistischen Gesellschaften sind Kinder und Vertreter der Moderne, wenn auch eines anderen Wegs in die und in der Moderne, als ihn der Westen nach 1945 gegangen ist. Im Westen hat man bisher meist nur die Szenarien des Zusammenbruchs, die Misere einer maroden Planwirtschaft und der zerstörten Umwelt, die relative Armut und Rückständigkeit der kommunistischen Systeme gesehen. Nichts davon ist zurückzunehmen oder schön zu reden. Aber es ist ein unvollständiges Bild. Denn diese Gesellschaften verfügen vor allem in ihren Menschen und in ihrer Zivilisation, weniger in ihrer Technik oder in ihrer Infrastruktur über wichtige Voraussetzungen zur Humanisierung ihrer Gesellschaft, zu einem Wohlstand, der die Gebote des Humanismus nicht vergißt. Der französische Soziologe Pierre Bourdieu spricht von den „kulturellen Kapitalien“ einer Gesellschaft. Er meint damit die Entwicklung beruflicher Qualifikationen und sozialer Fähigkeiten; kulturelle Tradi-



tionen nicht nur im künstlerischen Schaffen und ästhetischen Erleben, sondern auch in der Gestaltung des Alltags und z.B. der Wohnung; den Stand von Bildung und Wissenschaft, und nicht zuletzt die Gleichstellung der Geschlechter. Die sozialistischen Gesellschaften haben in allen diesen Bereichen spezifische Leistungen erbracht, die neben den unübersehbaren Mängeln und Fehlentwicklungen gesehen und gewichtet werden müssen.

Für die Entwicklung des Gesellschaftscharakters, für die Überwindung des Privatismus und des sozialen Narzißmus sind damit ebenfalls wichtige Voraussetzungen geschaffen. Die Entwicklung der postkommunistischen Gesellschaften ist in dieser Hinsicht - so sehe ich es - zutiefst widersprüchlich. Einerseits gibt es das positive Erbe einer antitotalitären, privaten Gegenkultur, das humanistische Ethos der Dissidenten und des demokratischen Aufbruchs, sehr bald dann auch demokratische Institutionen und Verfahren, last not least, im ganzen einigermaßen kompetente Eliten. Andererseits gibt es das Erbe und die heute strukturell neu erzeugte Tendenz zu mehr Materialismus, narzißtischem Egoismus und zum Rückzug ins Private. So zeigen die sozialistische und die postkommunistische Zeit auf sehr unterschiedliche und widersprüchliche Weise systemspezifische Ansatzpunkte für die Entwicklung einer humanistischen Lebenspraxis im Sinne Fromms.

### Neue Werte? - Sozialistische Tradition, Leistungsprinzip und Marketing-Orientierung

Bis in die heutige Zeit sind einige Werte und Ordnungsvorstellungen wirksam, die vor allem, aber nicht nur auf die sozialistische Zeit zurückgehen. Neben sozialer Sicherheit und umfassender staatlicher Daseinsvorsorge sind es vor allem die Werte sozialer Gleichheit und Gerechtigkeit. Genauer gesagt: soziale Chancengleichheit für den Zugang zu Ausbildung, Beruf und Macht; soziale Verteilungsgerechtigkeit nach dem Leistungsprinzip, wenn es um Bezahlung, Positionen und Privilegien geht. Viele Menschen verstehen Nation und Gesellschaft weiterhin als Gemeinschaft der Arbeitenden, mit gemeinsamen Werten, Traditionen und dem Gefühl personaler Zusammengehörigkeit. Eine starke Rolle des Staates in der Wirtschaft und beim sozialen Interessenausgleich, begrenztes Staatseigentum und staatliche Aufsicht gegenüber fragwürdigen Manipulationen von Kapitaleignern werden durchaus bejaht. Qualifikation und Leistung sollen vor politisch-ideologischen Gesichtspunkten rangieren. So wenig wie die neue Parteipatronage werden die Neureichen akzeptiert, wenn ihr Reichtum nicht legal und transparent und durch wirkliche Leistung erworben wurde. Sehr viele fragen sich allerdings heute, nach welchen Kriterien und Verfahren gute und lukrative Positionen in der postkommunistischen Gesellschaft vergeben werden. Gute Bildung, ehrliche Arbeit und solide Leistung scheinen nach wie vor nur begrenzt zu zählen. Neue Arme und neue Reiche stehen sich unvermittelt und unversöhnt gegenüber. Der Abbau sozialer Sicherheit macht die Lebenschancen und Lebenswege viel weniger berechenbarer als früher. Wer die neuen Chancen nicht wahrnehmen kann oder will, der bleibt in ungekannter Weise zurück, resigniert wohl möglich oder wird rechtsradikal und nationalistisch.

Die Menschen spüren, wie sehr sich Persönlichkeitsstrukturen und Verhaltensweisen unter dem Anpassungsdruck der neuen Zeit ändern: autoritäre Orientierungen werden nicht nur durch narzißtische, sondern auch durch eine *konformistische Marketing-Orientierung* abgelöst. Darunter verstand Fromm eine Charakterstruktur, die davon lebt, sich an den Markt, an das, was ankommt und Erfolg hat, an das anonyme Man anzupassen. (Vgl. ausführlicher R. Funk in „Die Charaktermauer“, S. 31 -36) Auf dem Arbeits- wie auf dem Personalmarkt, im öffentlichen wie im privaten Leben zählt vor allem, wie man sich darstellt, nicht was man ist; ob man sich allen Erfordernissen schnell und perfekt anpassen kann, nicht ob man eine eigene Persönlichkeit, ein Selbst, Identität und Integrität entwickelt und bewahrt. Flexibilität heißt das Zauberwort, und flexibel spielt der Marketing-Charakter die verschiedensten Rollen. Er denkt, fühlt, sagt und tut, was *man* denkt, fühlt, sagt und tut. Nicht mehr eine konkrete personale Autorität oder eine Institution bestimmt über ihn, sondern die anonyme Autorität des *Man*, die realen und projizierten Anpassungszwänge, die gesellschaftlichen Normen und das, was „in“ ist. Im Unterschied zum autoritären Charakter sind nun nicht mehr Unter-



werfung und symbiotische Nähe kennzeichnend, sondern bloße Anpassung und Distanz. Der innere und äußere Kampf gegen die bekannte Autorität schafft selbst in der Verneinung noch Verbindlichkeit, sogar eine eigentümliche Form von Sicherheit, „wenn man weiß, wer der Gegner ist“. Im Postkommunismus fällt dieses klar bezeichnete, zur Selbstbehauptung provozierende Gegenüber fort. Es verwandelt sich oder verkleidet sich auch nur; es wird kaum noch greifbar. Die unsichtbare Hand des Marktes, von Erfolg und Mißerfolg, von Leistungsdruck und Versagensängsten bestimmt nun immer mehr die dominante Charakterorientierung.

Im Postkommunismus hatten gerade diejenigen bald wieder Erfolg und gute Positionen, die schon in sozialistischer Zeit als Manager und Funktionäre besonders wendig und clever waren, die reden und organisieren konnten, die Beziehungen hatten und wußten, „wo es etwas zu holen gibt.“ Sie waren flexibel oder gerissen oder auch einfach nur kriminell. Die große Mehrzahl aber muß hart arbeiten und Wohlverhalten zeigen, um nicht den Arbeitsplatz zu verlieren. Wer früher keine Leistung brachte, der blieb eben wo er war. Heute aber drohen ihm Abstieg und Armut.

Die Ambivalenz des heute so viel nachdrücklicher als früher durchgesetzten Leistungsprinzips wird gerade in den postkommunistischen Gesellschaften besonders deutlich - nicht nur was die sozialen, sondern auch was die psychischen Folgen angeht. Beim Lernen und in der Arbeit werden zu Recht Leistungen gefordert. Etwas zu leisten gehört zu unseren produktiven Möglichkeiten, Leistungen sind weithin das Produkt von Arbeit und Vernunft als Ausdruck unserer Kraft und unseres Könnens. Aber: Wer mehr leistet als gefordert, wer zuviel arbeitet, leidet häufig darunter, daß er sich selbst nicht genügend anerkennt und meint, zu wenig anerkannt und geliebt zu werden. So sucht er jene vermißte Anerkennung, die im Grunde auf Liebe zielt, in der Selbstbestätigung durch meßbare Leistungen und sichtbaren Erfolg. Er sucht vor allem Anerkennung von außen - im Verdienst, im Status, in Symbolen und Auszeichnungen. Leistungen und Erfolge sollen erreichen, was sonst nicht zu erreichen ist: das Gefühl, etwas wert zu sein, liebenswert zu sein, geliebt zu werden. So möchte man Wärme erzeugen in einer zunehmend kälter werdenden Gesellschaft, Nähe statt Distanz, Verbindlichkeit statt Beziehungslosigkeit. Dieser Irrtum der Psyche ist ebenso weitverbreitet wie leidvoll. „Liebe gegen Leistung“ - diese verhängnisvolle Maxime wird oft schon in der Kindheit angelegt, in Schule und Beruf Tag für Tag gesellschaftlich reproduziert. Ich möchte nicht mißverstanden werden: nicht die Leistung an sich wird hier kritisiert, sondern die Annahme, auf diese Weise könne man den Wert der eigenen Person, die Annahme des eigenen Selbst in Liebe und Selbstliebe erreichen.

Nicht weniger verhängnisvoll ist ein anderer Mechanismus psychischer Kompensation, den die neue postkommunistische Konsumgesellschaft viel stärker ermöglicht, ja ab einem bestimmten Entwicklungs- und Wohlstandsniveau sogar von ihrer Natur her mit erzeugt: der Glaube, psychisches Wohlbefinden sei vor allem durch Konsum, durch das Kaufen und Nutzen von Waren erreichbar. Oder anders gesagt: der Versuch, die inneren psychischen Mängel durch äußeren Wohlstand zu kompensieren. Es geht nicht um pauschale Konsumkritik, sondern um die psychische Wirkung einer schön verpackten Warenwelt und ihrer Werbung, die dem Verbraucher suggerieren möchte, er oder sie könne Wohlbefinden, jugendliche Frische und entspannte Kreativität, jedenfalls eine substantielle innere oder psychische Befriedigung durch den Konsum bestimmter Produkte, durch ein neues Ambiente oder modische Kleidung erreichen. Die neuen Konsummöglichkeiten suggerieren unausgesprochen eine Kompensation für einen Mangel an Selbstwertgefühl und Zuwendung, an sinnvoller Freizeitgestaltung, letztlich auch hier an Liebe und Lebenssinn. Die Lebensenergie richtet sich immer mehr auf die Gestaltung der äußeren Lebensbedingungen - eine doppelte Kompensation für jahrzehntelangen materiellen Mangel wie für eine neue innere Leere.

Vieles, was hier angesprochen wurde, gilt auch für die sog. westlichen Gesellschaften, wenn auch unter jeweils anderem Vorzeichen. Die Gesellschaften Mittel- und Westeuropas nähern sich langsam auch in ihren inneren Strukturen an. In dem Maße, wie dies geschieht, erkennen wir auch ähnliche psychische Probleme, sehen wir - *hoffentlich auf beiden Seiten*



- die sozialpsychologisch formierenden und deformierenden Kräfte von gestern und heute. Dabei können wir miteinander und voneinander lernen. Wichtig wäre es, gerade auch im sog. Westen die Erfahrungen der Menschen in Ostmitteleuropa aus den letzten Jahrzehnten zu verstehen. Auf dem Weg zu einer demokratischen politischen Kultur und zu einem Gesellschaftscharakter, der nicht nur am Haben orientiert ist, können sie auf ihre Weise helfen. Diese Erfahrungen waren und sind schwierig und z.T. leidvoll und sicher sehr ambivalent. Was hier zählt ist jedoch nicht nur die Einsicht in das, was man nicht mehr will. Es sind vielmehr auch die positiven Erfahrungen mit menschlicher Kommunikation und praktischer Solidarität, von Nähe und Gleichheit, von Mut und Selbstbehauptung im Alltag, der Macht der Ohnmächtigen und der Ohnmacht der Mächtigen. Sie sind ein großes humanes und kulturelles Kapital, über das die alten liberalen Demokratien so nicht verfügen. Es sind gewiß Erfahrungen mit einem vergangenen, gescheiterten System. Aber sie verleihen den Menschen hier auch eine spezifische Stärke und Gelassenheit, Geduld und Nüchternheit, die Chancen des Neuanfangs wahrzunehmen wie seine Schwierigkeiten zu ertragen. Der Wandel der Werte fordert neue Wert- und Charakterorientierungen. Die Risiko- und Lernbereitschaft von Millionen von Menschen, mit denen sie diesen historisch einmaligen Transformationsprozeß gestalten oder auch nur erleiden, macht deutlich: hier wird nicht nur vieles nachgeholt, was im westlichen Europa schon vorhanden ist; sondern hier wird zugleich demonstriert, daß die Menschen in Ostmitteleuropa sehr bewußt und selbstbewußt ihren Weg gehen wollen und können. Es ist ein Weg nicht erst in die Moderne hinein, sondern ein Weg in der Moderne.

Dabei geht es in ganz Europa um die eingangs zitierte Einsicht Erich Fromms: eine psychische Neuorientierung ist notwendig, wenn die humane und demokratische Neuorientierung der postkommunistischen wie der älteren kapitalistischen Gesellschaften gelingen soll. Nicht nur wünschenswert, sondern strukturell und funktional erforderlich ist ein neuer Gesellschaftscharakter, ein grundlegender Wandel der psychischen Strukturen. Das ist ein weitgestecktes, fast schon utopisches Ziel. Ich will bescheidener sein im Blick auf Ost und West. Viel wäre schon erreicht, wenn wir erkennen, wie wichtig dieser psychische Wandel ist und in welche Richtung er gehen könnte, und nicht zuletzt: wenn wir persönlich und öffentlich erste Schritte wagen.

